

Erlauben Sie mir, mit einem Zitat zu beginnen: „Es gibt nicht nur eine Gewalt auf der Straße, Gewalt in Bomben, Pistolen, Knüppeln und Steinen, es gibt auch Gewalt und Gewalten, die auf der Bank liegen und an der Börse hoch gehandelt werden“, das sind Worte des gerade gekürten Nobelpreisträgers Heinrich Böll auf dem SPD-Parteitag im Oktober 1972. Ich weiß nicht, wie stark der Beifall ausfiel, oder ob hier überhaupt applaudiert wurde - ich vermute ja, wenn ich mir die damalige, sagen wir, Beschaffenheit der SPD ins Gedächtnis rufe - was, von heute aus betrachtet, einigermaßen schwierig ist, fast so unmöglich, wie die Begriffe Bank, Börse und Gewalt noch in einem Atemzug zu nennen, geschweige denn zusammen zu denken, und sie darüber hinaus, wie Böll es hier tut, in ein Parallel-Verhältnis zu setzen zu Ereignissen auf der Straße, der Physik einer Demonstration etwa, die aus dem Ruder läuft, oder eines Streiks, inwiefern jeglicher Applaus an dieser Stelle, Parteitag der SPD 1972, als Aufschein der Erkenntnis verstanden werden könnte, dass Zusammenhänge existieren, die gemeinhin ausgeblendet werden, es eventuell sogar direkte Verbindungen gibt zwischen realen Körpern und spekulativen Zahlenbewegungen, weltumspannende Verbindungen, zum Beispiel von einer verätzten Lunge in China zu erstaunlichen Kurssprüngen in Frankfurt oder New York.

Bölls Satz von den beiden Gewalten, der auf der Straße und der an der Börse, fiel ungefähr einen Monat vor den Bundestagswahlen im November, die notwendig geworden waren, weil Willy Brandt, Kanzler einer Koalitionsregierung aus SPD und FDP - man wird sich erinnern - die Vertrauensfrage im Bundestag, ganz wie erwartet, nicht überstanden hatte. „Wir wollen mehr Demokratie wagen“, hatte er drei Jahre zuvor programmatisch verkündet, nicht wenige Bürger bestärkend, das, was man im Allgemeinen Macht nennt, oder Verfügungsrechte, oder Diskurshoheit, auf ihre in der Regel für selbstverständlich gehaltene Legitimation hin zu befragen; wem steht was warum zu, wer entscheidet darüber, welche Formen der Mitbestimmung auf den verschiedensten sozialen, politischen, ökonomischen Feldern wären angemessen und gerecht? Heute nur noch schwer vorstellbar, fanden - und das wird nicht nur in Krefeld, ausgerechnet, so gewesen sein - auf öffentlichen Plätzen, in der Fußgängerzone, etliche Male erregte Diskussionen statt, die dieses oder jenes Reformprojekt betrafen, und als jemand, der Brandt und seine Linie verteidigte, wurde man immer wieder aufgefordert, doch ‚nach drüben‘ zu gehen, „Geh‘ doch nach drüben“ hieß es, womit, mit diesem ‚Drüben‘ - für Jüngere durchaus schon

erklärungsbedürftig -, die DDR gemeint war. Insbesondere, wenn es um die Ostverträge ging und man dem Vorwurf, durch die staatsrechtliche Anerkennung der DDR eine Diktatur endgültig hoffähig zu machen, durch den Verweis auf Sozialleistungen, Kinderkrippen, niedrige Mieten - „jenseits von Mauer und Stacheldraht“ - begegnete. Wozu man, ein antiautoritärer Oberschüler, dem Staat DDR keine tieferen Sympathien entgegenbringen musste, diejenigen, die einen am liebsten ‚drüben‘ gesehen hätten, waren meist auch die Gegner bei anderen Themen, von der Einführung der Koedukation bis zur Abschaffung des dreigliedrigen Schulsystems, von der Reform des § 218 bis zur Frage der betrieblichen Mitbestimmung - der Frage also, wie Kapital und Arbeit in Unternehmensleitungen vertreten sein sollten, paritätisch oder nicht, nur in großen Firmen oder ohne Ausnahme - was je nach Radikalität der Position ziemlich unterschiedlich beantwortet wurde. (Anekdotische Bemerkung zur Koedukation: die Gymnasien, zumindest am linken Niederrhein, waren damals noch streng nach Geschlechtern getrennt, Tatsache.)

Wie man die frühen siebziger Jahre im Rückblick auch einschätzen mag, soziologisch, politisch, als Aufbruchzeit, Modernisierungsschub, längst überfällige Anerkennung neuer gesellschaftlicher Realitäten, stellen sie für mich - und meine Erinnerung reicht nicht sehr viel weiter zurück - eine Reihe biografisch prägender Bilder und Ereignisse bereit, die nicht zu trennen sind von etwas, das man vielleicht, ja, Erwachen aus der Kindheit nennen könnte, keinem Garten Eden, aber dem Glück eines Behütetseins, das man plötzlich als Privileg empfand, als unverdienten Vorzug, über den man sich aufzuklären begann durch Bücher und Filme und Musik, und dadurch, dass man Partei ergriff, sich ergreifen ließ von Szenen wie denen des Bundeskanzlers Brandt vor dem Mahnmahl des Warschauer Ghetto-Aufstands, dem Kniefall des Emigranten vor einer Schuld, die nicht die seine war.

Dass man parlamentarische Debatten im Fernsehen verfolgte (die bissigen Kommentare des Vaters bei Reden des Oppositionsführers Rainer Barzel im Ohr), dazwischenrief, Verwünschungen ausstieß, sich vorauseilender Genugtuung überließ, wenn Herbert Wehner als SPD-Fraktionsvorsitzender und Meister der sich gelegentlich im rhetorischen Nirgendwo verlierenden Parenthese das Wort ergriff - das scheint mir, und nicht nur wegen meines Alters, einer so gut wie restlos vergangenen Zeit anzugehören, vergangen wie die erbitterten Fraktionskämpfe, die

man - ich scheue mich etwas, den Begriff zu gebrauchen - aber unter Genossen austrug, sei es in der Schülermitverwaltung, sei es in einer Basisgruppe, sei es dann später in den ersten Semestern an der Universität gewesen. Einigen konnte man sich, wenigstens 1972, noch darauf, unter der Mehrzahl der Mitschüler, für Brandt und die Entspannungspolitik zu sein, als die CDU/CSU gegen ihn ein konstruktives Misstrauensvotum richtete, dessen Ausgang, durch Parteiwechsel von Abgeordneten, höchst ungewiss war. In der Schule gab es genau ein Fernsehgerät, das im sogenannten Projektionsraum stand, neben einer Leinwand für Lehrfilme aus dem Tierreich (oder so), und in diesem Raum versammelten sich während der Abstimmung Lehrer und Oberstufenschüler, die die Unterbrechung des Unterrichts erzwungen hatten, um die Ereignisse in Bonn zu verfolgen. Als das Abstimmungsergebnis bekanntgegeben wurde, das Misstrauensvotum war gescheitert, ertönte ein - mir fehlt jetzt das passende Adjektiv - ein (kollektiver) Jubelschrei, man brüllte, stieg auf die Tische, umarmte sich. Selbst die, die sich schon maoistischen Gruppierungen angeschlossen hatten, bei uns eine in Schach zu haltende Minderheit, blieben davon, glaube ich noch zu wissen, nicht gänzlich unberührt - auch wenn die Differenzen am nächsten oder übernächsten Tag bereits wieder ausbrachen, heftig wie immer, und immer ging es ums Ganze, den richtigen Weg zur Revolutionierung der Gesellschaft - was im Nachhinein als Adoleszenzwahnsinn zu denunzieren so kostengünstig wie eitel ist.

Eine Besonderheit der Schule, die ich besuchte, waren nachmittägliche Arbeitsgemeinschaften, in Geologie, Informatik, usw., zwei, an denen ich teilnahm, bei einem jüngeren Philosophielehrer, hießen: *Einführung in die Psychoanalyse* und *Materialistische Interpretation der französischen Revolution*, in dem einen Kurs wurden Texte von Freud und Reich gelesen, im anderen diskutierte man, mit den rhapsodischen Kenntnissen, die man vom Marxismus hatte, die These, dass die Entwicklung der Produktivkräfte stets eine Veränderung der Produktionsverhältnisse erzwingt, es also nicht allein der Freiheitswille des Volkes gewesen sei, der das Ancien Régime gestürzt hatte, sondern gleichermaßen ein notwendiger historischer Prozess, der im Sturm auf die Bastille seinen symbolischen Ausdruck fand. Zu referieren, was ich heute davon halte, von der These, beziehungsweise, warum ich sie inzwischen unter arger theoretischer Verkürzung abheften würde, würde zu weit führen, ich erzähle das auch nur, um zu verdeutlichen, mit welcher Ausdauer, um

nicht Leidenschaft zu sagen, man sich 1973 bemühte, zweierlei zu verstehen: wie Menschen ticken und wie Gesellschaften funktionieren, wie das eine vielleicht mit dem anderen zusammenhängt, und ob nicht darin die Gründe zu suchen seien, warum es mit den Veränderungen, die man sich wünschte, nicht vorwärtsging, oder jedenfalls nicht mit dem Tempo, das einem vorschwebte. Unstrittig war, die Gesellschaft hierzulande, das System, das Große und Ganze, das doch immer das Unwahre ist, als Kapitalismus zu bezeichnen, zu klären blieb das spezifische, was jetzt genau, Monopolkapitalismus, Spätkapitalismus, staatsmonopolistischer Kapitalismus, um erst gar nicht von Kombinationen anzufangen, in denen die Begriffe Imperialismus oder imperialistisch auftauchten. Die Welt war übersichtlich sortiert in zwei Machtblöcke, die in Asien, Afrika und Lateinamerika um die Vorherrschaft kämpften, von Europa weit entfernt, so weit wie China, die Volksrepublik, in der man lange damit beschäftigt war, die Folgen der Kulturrevolution aus den 60er Jahren zu bewältigen. Man beobachtete das aus der Ferne, mit dem eigenen Leben, der Wirklichkeit unserer Gesellschaften, unseres Kapitalismus, hatte solche Vorgänge wenig, und wenn, dann nur auf äußerst vermittelte, praktisch nicht wahrnehmbare Weise zu tun. Kapitalismus, oder wie wir es je nach politischem Standort etikettieren wollen, freie Marktwirtschaft, soziale Marktwirtschaft, war zuvorderst eine Sache vor der Haustür, spielte sich im nationalstaatlichen Rahmen des Westens ab, man konkurrierte - sozusagen - untereinander, und verschwendete keinen Gedanken darauf, dass Stahl aus Indien oder Textilien aus Fernost einmal eine nachhaltige Bedrohung der heimischen Industrieproduktion sein könnten; wie man die Vorstellung, das größte VW-Werk der Welt würde sich im Jahr 2011 in Shanghai befinden, ins Reich einer überspannten Phantasie verwiesen hätte, als eine Mischung aus Science Fiction und behandlungsbedürftigem Realitätsverlust.

Irgendetwas muss seitdem passiert sein, ein Zeitreisender, ein Astronaut, der die letzten dreißig Jahre im All verbracht hat und nach seiner Rückkehr das Fernsehen einschaltet, um sich die Tagesschau anzugucken, wird verwundert feststellen, dass vorher, vor den Nachrichten von Kriegen und Regierungskrisen, von der Börse berichtet wird, da steht einer, den Journalist zu nennen ein bisschen euphemistisch ist, auf einer hohen Empore im Frankfurter Handelssaal, im Hintergrund riesige Monitore mit den typischen Zackenkurven der Tagesumsätze, und spricht in einem Ton, den man eher von Kirmesansagern kennt, von Siemens-Papieren, die jetzt die

zunehmende Flaute spürten, von überzeugten Märkten, Anlegern mit Unwohlsein, oder auch von Zinstiteln, die weiche Knie bekommen hätten. Man müsste ihm das mit Sicherheit erklären, dem Astronauten, sowohl die Metaphernseligkeit, in der bei Meldungen von Wertpapiergeschäften in behaglichem Grusel, manchmal Schadenfreude, geschwelgt wird, aber mehr noch und in erster Linie, was eigentlich dazu geführt hat, dass ein spezielles Segment des Wirtschaftslebens, Finanztransaktionen, Aktien, sich an so prominenter Stelle im Programm wiederfindet - ganz ohne Gegengewicht, ohne die mindeste Relativierung. Was für ein Kapitalismus, was für eine Gesellschaft ist das denn, würde er sich möglicherweise fragen, und ihm eine zufriedenstellende Antwort zu geben, fiel nicht leicht, nicht auf die Schnelle nach dreißig Jahren.

Doch schon die Sendung „Börse im Ersten“, die er gerade gesehen hat, ein empfindsamer Reisender durch Raum und Zeit, schon die würde ihm unweigerlich verdeutlichen, welche Unwucht inzwischen eingetreten ist, welches Ungleichgewicht herrscht zwischen den beiden Seiten unserer Ökonomie, der Seite des Kapitals, der Share Holder, der Nutznießer von Dividenden und Coupons, und der anderen, der Seite menschlicher Arbeit, der Produktionsseite jenes immensen Reichtums, der an der Börse direkt oder indirekt gehandelt wird - und im Fernsehprogramm keinen Platz hat, weder öffentlich-rechtlich noch privat, sagen wir, in einer sich den Börsen-News anschließenden, ebenfalls fünfminütigen Übersicht, die uns in Kenntnis setzen würde, was bei Löhnen, Gehältern und Arbeitsbedingungen los ist, nicht nur an den traditionellen Industriestandorten, sondern auch in China, in Brasilien, in Mexiko, also tägliche Kurzberichte von da, wo mittlerweile ein Gutteil der bei uns - von uns allen - konsumierten Waren hergestellt wird.

Denn neben den Effekten, die die Privatisierung öffentlichen Vermögens, die Deregulierung von Finanz- und Arbeitsmärkten, die Absenkung von Spitzensteuersätzen, sowie der gleichzeitige Abbau von Sozialleistungen als den vielleicht zentralen Merkmalen eines neoliberalen Wirtschaftsparadigmas in den Gesellschaften des Westens und Nordens hervorgerufen hat und weiter hervorruft, von der Prekarisierung nicht unerheblicher Teile der Bevölkerung bis zur Korrosion der Mittelklassen, neben diesen uns allzu bekannten Effekten gibt es andere, und, wie ich finde, noch weitaus erschreckendere und grausamere, von denen wir nur erfahren, wenn es zur offensichtlichen, nicht mehr zu leugnenden Katastrophe

kommt, zum Tod oder zur Vergiftung sehr vieler Menschen, obwohl ihr alltägliches, ihr normales Leben, das sie in China, Mexiko oder Brasilien führen müssen, um überhaupt leben zu können, schon katastrophisch genug ist; und das uns mehr angeht, als man für gewöhnlich weiß oder wahrhaben will.

Um nach drei Jahrzehnten Abwesenheit auf die Höhe der Realität zu kommen, sie in ihrer Fülle gleichsam wieder einzuholen, reichen ein paar Stichworte und Schnappschüsse im Grunde nicht aus, wir versuchen es trotzdem und drücken die Fast Forward Taste, springen im Zeitraffer vom Bild des Ehepaars Böll vor dem Tor des Raketendepots in Mutlangen über das von Menschen, die auf der Berliner Mauer tanzen, zu dem eines Handys und eines Laptops, während eine Stimme im Schnelldurchlauf - piepsig wie auf Lachgas - von integrierten Schaltkreisen redet, von Echtzeit, vom World Wide Web und von Grenzenlosigkeit, vom Wegfall bestimmter ideologischer Barrieren und der beinahe ungehinderten Ausdehnung dessen, was sie als kapitalistische Produktionsweise bezeichnet. Die eben global geworden sei, selbst ein Staat wie China, der nominell noch unter kommunistisch firmiere - wir verlangsamten die Geschwindigkeit wieder -, so etwas wie Menschenrechte, Meinungs- und Versammlungsfreiheit nach wie vor nicht kenne, habe sich geöffnet für die Ansiedlung internationaler Unternehmen, die vom Auto bis zum Computer dort herstellen lassen, was sich nur herstellen lässt, wie auch in vielen anderen Ländern der einstmaligen dritte Welt, heute sehr viel geschmeidiger Emerging Markets genannten Regionen in Asien und Lateinamerika.

Dreißig Jahre, in denen das Kapital (was ich nicht pejorativ meine) fast alle nationalstaatlichen Fesseln abgestreift hat, und sich selbst exportiert dahin, wo die Bedingungen seiner industriellen Verwertung am günstigsten sind - eine lange und verwickelte Durchsetzungsgeschichte, die - unserem Astronauten - im Detail nachzuerzählen, es mehr Zeit bräuchte und berufene Hilfe, deren krudes Ergebnis er aber schon am ersten Abend - zurück auf der Erde - in Augenschein nehmen kann: die Verallgemeinerung des Börsengeschehens als ein Weltmodell, das scheinbar ohne Außen ist und in der Form von Kurs/Gewinn-Verhältnissen geschrieben wird, als Veränderung von Zahlenreihen, die man bejubelt oder bedauert, als hinge nicht nur unser Wohlbefinden, sondern der Fortgang des Lebens selber von dem ab, was einige wenige, die die Lizenz und das Geld dazu haben, an Wertpapieren handeln; mit dem Anspruch, oder besser gesagt, der Behauptung, dass letzten Endes jeder

profitiere, von ganz oben bis nach ganz unten, wenn die Tagesindizes in Frankfurt oder New York sich von All-Time-High zu All-Time-High bewegten, einem weiteren Kerngedanken, sofern man hier von Gedanken reden mag, des neoliberalen Paradigmas.

Höchstnotierungen, die eng verknüpft sind mit innovativen Produkten und der Minimierung sämtlicher Kosten, die ihre Fertigung verursacht - lean, was man übersetzen kann als ‚dünn‘ oder ‚knapp‘, ist das Zauberwort des Tages, des Monats, des Dezenniums. Die eigene Konkurrenz stets im Nacken, schwirren die Gelder, die Kapitale, um den Globus auf der Suche nach Plätzen, nach Regierungen, politischen Strukturen, die ihnen das Leanste garantieren, und sich mit solchen Petitessen wie Arbeits- und Umweltschutz, Mindestlöhnen oder geregelten Arbeitszeiten erst gar nicht beschäftigen, beziehungsweise, versteht sich, unabhängige Gewerkschaften für kriminelle Organisationen halten. Oder sie kurzerhand dazu erklären. Die nämlich die Idee haben könnten, so Gewerkschaften, die Kosten in die Höhe zu treiben, indem sie anfangen, und ein Anfang muss immer gemacht werden, sich gegen die an vielen Orten der Welt üblichen 12 Stunden-Schichten an sechs Tagen in der Woche zu wehren, oder gegen den Umgang mit giftigen Chemikalien ohne vernünftige Schutzkleidung und Lüftung, oder gegen den Zwang - Beispiele zuhauf - den Zwang, in der drückenden Enge betriebseigener Wohnheime unterkommen zu müssen, weil die Bezahlung bei weitem nicht ausreicht, sich selbst eine Wohnung zu mieten. Eine Familie zu gründen. Oder etwa so verwegend zu sein, sich das leisten zu wollen, was wir uns leisten, wenn wir, zu Sensationspreisen, in den Mega Stores unseres Konsumentenuniversums jene Gerätschaften kaufen, die in den Knochenmühlen Shenzens oder Manilas zusammengeschaubt worden sind.

Yang Jie, ein achtzehnjähriger Arbeiter, der in Südchina von morgens acht bis abends acht die Silberrahmen für iPhones herstellt, im Gestank einer nicht klimatisierten Fabrikhalle, gibt folgendes zu Protokoll: „Die Firma hatte versprochen, dass wir alle zwei Stunden eine zehnminütige Pause machen können. Aber das war gelogen. Wenn ich ins Wohnheim zurückkomme, zittern meine Beine vor Erschöpfung. Ich habe niemals ein iPhone gesehen, werde auch nie die Chance haben, eins zu benutzen. Ich bin nicht stolz, iPhones zu produzieren. Alles, was ich dem Vorstandschef von Apple sagen will, ist, die Arbeiter nicht länger so auszubeuten.“ \* Wozu die Rechnung passt, dass Apple auch dann noch 50 Prozent

Gewinn bei jedem iPhone erzielen würde, wenn das Unternehmen den chinesischen Arbeitern zehnfach höhere Löhne zahlen würde. Dass nach einer Reihe von Selbstmorden alle Beschäftigten in den Zulieferbetrieben des HighTec-Giganten sich jetzt schriftlich verpflichten müssen, keine Gewalt an sich selber zu verüben, und dass man Netze zwischen den Gebäuden aufgespannt hat, um Sprünge von den Dächern unmöglich zu machen, ist die grotesk brutale Wirklichkeit einer Welt, in der - und Apple ist nur ein Fall unter vielen vielen vergleichbaren - in der die Zukunftsvisionen der einen die unentrinnbaren Schreckenszustände der anderen sind, in der glänzende Performances auf dem Börsenparkett erkaufte werden mit der Gesundheit und dem Glück von Abermillionen Menschen.

„Es gibt“, sagte Heinrich Böll 1972, „nicht nur eine Gewalt auf der Straße ( ... ), es gibt auch Gewalt und Gewalten, die auf der Bank liegen und an der Börse hoch gehandelt werden“, aus dem Geist eines katholischen Humanismus gesprochene Worte, deren prophetischer Charakter sich heute erst voll enthüllt. In Zahlen und Zeichen ausgedrückte Gewalt und Gewalten, die jeden von uns unmittelbar betreffen - denken Sie nur an das Handy in ihrer Tasche - und uns mit der Frage konfrontieren: in welcher Welt, in welcher Gesellschaft wollen wir eigentlich leben? Wie auch immer wir versuchen, die Frage zu beantworten, vergessen sollten wir dabei nie, dass der junge, um sein Leben und seine Zukunft betrogene Arbeiter Yang Jie einer von uns ist.

Ulrich Peltzer

---

\* <http://sacom.hk/wp-content/uploads/2011/09/20110924-islave-behind-the-iphone.pdf>